Frachtbriefformulare
der Eisenbahn-Regie liefert
Gesellschaft für Buchdruckerei,
Neuß, Niederstraße 46.

mit breitem Rand, der das Gesicht freiläßt, aber es wie ein breites Dach beschützt.

Und wenn die jungen Mädchen mit verlangenden Blicken an einem Ladenfenster stehen und da all die Hüte in all den Farben und in all den hellen und dunklen, frischen und abgetönten Farben liegen sehen, dann wird die Wahl oft schwer. Wenn aber dann auf einmal eine aus dem Kreise sagt: „der da ist modern, denn Fräulein X. trägt ihn und Fräulein Y., die Töchter des Bankiers so und so, oder gar die Stadträtin A.," dann ist die Wahl gleich entschieden.

Die oberen Zehntausend — wenn' auch heute vielfach gewöhnliche Schieber sind — machen nämlich noch immer die Mode, und die unteren Schichten, wenn sie auch sonst über die Protzen schimpfen, in der Mode äffen sie dieselben nach.

Die Mode hat ohne Frage vom wirtschaftlichen und vom Schönheitsstandpunkte betrachtet, ihre Berechtigung. Das Verkehrtswerde und Unreine bei den Frauenmoden ist nur, daß die meisten, wie einmal ein berühmter Professor der Aesthetik d. h. der Schönheitslehre in einem eigenen Schriftchen dargetan hat, aus der Demimonde, der sogenannten Halbwelt, derber gesagt, aus der Dirnenwelt stammen.

Wäre das nicht der Fall, woher sollte denn sonst das vielfach so Anstößige der Mode kommen? Das stammt doch nicht aus den Kreisen, in denen Schamhaftigkeit und Züchtigkeit zu Hause sind. Aber leider hat der Dichter recht, wenn er sagt:

Sind neue Moden noch so lächerlich,
Weil's Moden sind, beredt man sich,
Das, was sie wollen, sei auch schön.
Müßt selbst man auf dem Kopfe geh'n.

Warum einem im Alter die Zeit so kurz vorkommt?

S. g. H. R.! Mit großem Interesse lese ich eben in der letzten Nummer des Sonntagsblattes den Artikel: „Warum einem im Alter die Zeit so kurz vorkommt." Das nachstehende Gedicht ist ein wirklicher Beleg für die Tatsache, daß die Jugendeindrücke die nachhaltigsten sind. Das Gedichtchen wurde mir nämlich frei aus dem Gedächtnisse deklamiert von einer im 97. Lebensjahre stehenden Greisin, die dasselbe bei ihrer ersten hl. Kommunion lernte und auch dafür, wie sie stolz erklärte, mit einem Preise bedacht wurde. Sind die Worte auch schlicht und bekannt, so ist doch der Vortrag der völlig Erblindeten, die die Beschwerden ihres hohen Alters mit bewunderungswürdiger Geduld erträgt, wirklich ergreifend. Ich war nicht die erste Zuhörerin, der während desselben die Augen feucht wurden:

Fang an mit Gott! Mit Gott hör' auf!
Dies ist der schönste Lebenslauf.
Merke dir vor allen Lehren: Lerne dulden und entbehren.
Laß niemals einen Tag vergeh'n, ohne daß was Gut's geschieht'n.
Dem kleinen Veilchen gleich, das im Verborg'nen blüht
Sei immer fromm und gut, auch wenn dich niemand sieht.
Wenn deine Eltern dir was untersagen, folg' ohne erst „warum" zu fragen.
Alle Menschen sollst du lieben gegen, alle freundlich sein,
Keinen wissentlich betrüben, jeden, wo du kannst, erfreu'n.
Nichts geschieht von ungefähr, alles kommt vom Höchsten her.
Weise Sprüche, gute Lehren, mußt du üben, nicht bloß hören.
Am Morgen denk: Was fang' ich heute an?
Am Abend frag: Was hab ich Gut's getan?
Denk nie bei dir: Man sieht nicht, was ich tu.
Bist nie allein, Gott sieht dir allzeit zu.
Mit Sünden treibt ein böses Kind nur Scherz,
Wer Gott gehorcht, bekommt ein weiches Herz.
Sei stets bedacht, die Kirch' und Schul' zu ehren,
Denn sie sind mehr, als eitle Menschenlehren.
Wenn man dich lobt, so sei darum nicht träge,
Wenn man dich straft, so deine Schuld erwäge,
Wenn jemand schmeichelt dir, so sei darum nicht stolz,
Weist jemand dich zurecht, so sei kein Stock noch Holz.

4)

Die Tochter des Verbannten.

VIII.

Während des Abendessens erzählte der junge Smoloff den Verbannten, daß er erst seit drei Tagen in Saimka sei, wo er vernommen habe, daß hungrige Wölfe die Gegend unsicher machten. Man habe deshalb seit kurzem eine allgemeine Jagd zu deren Vertilgung veranstaltet.

Bei dieser Nachricht erbleichte Feodora, ging auf ihren Gatten zu und sprach: „Du wirst dich doch hoffentlich an dieser gefährlichen Jagd nicht beteiligen und dein Leben aufs Spiel setzen wollen?"

„Was sagst du, Feodora?" erwiderte Springer mit einem Gefühl der Bitterkeit, „was gilt mein Leben? Wärst ihr denn hier ohne mich? Weißt du, was dir und unserem Kinde die Freiheit wiedergäbe?"

Seine Gattin unterbrach ihn jetzt mit einem Ausruf des Schmerzes. Elisabeth verließ ihren Platz, ging zu ihrem Vater, ergriff seine Hand und sagte: „O Vater! Du weißt es, aufgewachsen in diesen Wäldern kenne ich kein anderes Vaterland. Hier an deiner Seite leben wir, Mutter und ich glücklich; und ich gestehe, daß wir an keinem Orte der Welt ohne dich leben könnten, und wäre es auch in deinem Vaterlande."

„Hören Sie, Herr von Smoloff," erwiderte Springer, „Sie glauben gewiß, daß solche Worte mich trösten müßten, aber im Gegenteil stoßen sie den Dolch noch tiefer in mein Herz. Tugenden, welche meine Freude sein sollten, bringen mich zur Verzweiflung, wenn ich bedenke, daß sie um meinetwillen in dieser Einöde vergraben sein werden, daß um meinetwillen Elisabeth nicht gekannt, nicht geliebt werden wird."

Lebhaft unterbrach das junge Mädchen ihn mit den Worten: „O mein Vater! Ich lebe hier bei meiner Mutter und bei dir und du sagst, daß ich nicht geliebt werde?"

Springer, der nicht imstande war, seinen Schmerz zu mäßigen, fuhr fort: „Nie wirst du die Freude genießen, die ich dir schulde: du wirst allein hier leben ohne Gatten, ohne Familie, einem in der Einöde verirrten Vogel gleich. Unschuldiges Opfer, du kennst die Güter nicht, die du verlierst, ich aber, der ich sie dir nicht mehr geben kann, habe alles verloren."

„Und obgleich der Himmel dir deine Tochter gelassen," unterbrach ihn Feodora mit vorwurfsvollem, aber doch liebevollem Tone, „sagst du, du hättest alles verloren. Sollte der Himmel sie dir nehmen, was würdest du dann sagen?"

Springer erfaßte zitternd die Hand seiner Tochter, zog sie mit seiner Gattin an sein Herz und erwiderte: „O, ich fühle es, ich habe nicht alles verloren!"

Während dieses Auftrittes hatte der junge Smoloff mehr als einmal seine Tränen abgetrocknet; er wollte reden, aber seine Stimme zitterte, als er sagte: „Herr Springer, bei der traurigen Stellung, welche mein Vater bekleidet, müssen Sie glauben, daß ich dem Unglücke nicht fremd bin. Oft habe ich die verschiedenen Kreise seines unglaublichen Gebietes bereist und wie viele Tränen habe ich da fließen sehen, wie manchen Schmerzensseufzer gehört! Unglückliche habe ich in Bergwerken gesehen, die ohne Freude, ohne Familie lebten. Niemals wird ihnen eine freundliche Begegnung zuteil, niemals erfreut ihr Herz ein sanftes Wort. Allenthalben in der Welt, von allem entblößt, sind sie nicht allein Verbannte, sondern auch Unglückliche."

IX.

Bei Tagesanbruch verabschiedete sich der junge Smoloff von den Verbannten. Elisabeth sah ihn mit Bedauern scheiden, denn sie brannte vor Ungeduld, ihm ihr Vorhaben mitzuteilen und seinen Schutz zu erbitten. Sie hatte keinen Augenblick gefunden, im Stillen mit ihm zu reden. Ihre Eltern hatten sie nicht allein gelassen und in deren Gegenwart wollte sie davon keine Erwähnung tun. Sie hoffte ihn noch öfter zu sehen und dann vielleicht Gelegenheit zu einer geheimen Unterredung zu finden.

Deshalb fragte sie ihn beim Abschiede: „Werden Sie nicht zurückkommen, mein Herr? O versprechen Sie mir, daß dieser Tag nicht der letzte ist, wo ich den Retter meines Vaters gesehen habe!" Springer war erstaunt über diese Worte, besonders über die Miene, wie sie gesprochen wurden: eine geheime Unruhe erfaßte ihn. Er dachte an die strengen Befehle des Gouverneurs und glaubte, Smoloff werde nicht zum zweiten Male zuwider handeln.

Smoloff entgegnete: er wäre versichert, daß sein Vater mit ihm eine Ausnahme machen werde, und er werde noch am selbigen Tage nach Tobolsk zurückkehren, um sie zu erfragen. „Aber, mein Herr," fuhr er fort, „kann ich nicht so glücklich sein, auch Ihnen einen Dienst zu erweisen? Haben Sie keine Bitte an ihn?"

„Keine, mein Herr," erwiderte Springer mit einer ernsten Miene. Der junge Mann schlug traurig seine Augen nieder, wandte sich dann an Feodora und stellte dieselbe Frage.

„Mein Herr", antwortete sie, „ich möchte gerne die Erlaubnis haben, alle Sonntage in Saimka mit meiner Tochter der hl. Messe beiwohnen zu dürfen." Smoloff versprach ihr, dafür zu sorgen und nahm Abschied, begleitet von den Segenswünschen der Familie und dem geheimen Wunsche Elisabeths nach seiner baldigen Rückkehr.

Auf seinem Heimweg waren seine Gedanken nur mit ihr beschäftigt. Dieses junge Mädchen hatte schon am Abend vorher, als er es in der Einöde traf, einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht. Seine Worte rief er sich immer wieder ins Gedächtnis zurück, seine Mienen, seine Blicke, besonders das letzte Wort, das es zu ihm gesprochen. O hätte er ahnen können, was er eines Tages in ihrem Herzen lesen sollte!

X.

Seit dem Besuche Smoloffs war Springer einer immer größeren Traurigkeit verfallen. Das Andenken an diesen jungen, liebenswürdigen, edlen und unerschrockenen Mann rief ihm fortwährend den Gatten ins Gedächtnis, den er für seine Tochter sich gewünscht hätte, aber bei seiner traurigen Lage durfte er einen derartigen Gedanken nicht in sich aufkommen lassen. Weit entfernt, die Rückkehr Smoloffs zu wünschen, fürchtete er sie vielmehr.

Eines Abends hatte er sich, in seinen Träumereien versunken, sein Haupt auf beide Hände gestützt, mehr wie sonst seinem Schmerze überlassen. Feodora ließ bei diesem Anblicke ihre Nadel ruhen, und bat aus Grund ihres gefangstigten Herzens den Himmel, ihr die Worte einzugeben, die ihn zu trösten vermöchten. Ein wenig abseits im Dunkeln saß Elisabeth, ihren Blick auf beide geheftet, und dachte mit Freude daran, daß vielleicht bald der Tag kommen würde, wo sie nicht mehr weinen würden. Sie hatte nicht den geringsten Zweifel, daß Smoloff ihrem Plane zustimmen und ihr beistehen würde, aber sie fürchtete die Weigerung ihrer Eltern und ganz besonders die ihrer Mutter. Wie aber abreisen ohne ihre Einwilligung, ohne den Namen ihres Vaterlandes zu kennen, und für welche Verschuldung sollte sie um Gnade bitten?

Sie fühlte wohl, daß sie ihnen ihr Herz eröffnen müsse, und daß der Augenblick dazu gekommen sei. Sie bat Gott im Stillen, ihre Eltern geneigt zu machen, sie anzuhören, näherte sich dann leise ihrem Vater und stützte sich auf die hintere Lehne seines Stuhles. Einen Augenblick beobachtete sie sein Stillschweigen in der Erwartung, er würde sie vielleicht zuerst anreden. Da sie aber sah, daß er in seiner nachdenkenden Stellung verblieb, begann sie: „Mein Vater, erlaube mir, eine Frage an dich zu stellen." Er erhob sein Haupt und gab ihr ein Zeichen der Zustimmung.

Brockensammlung.

Theologenpfennig.

Aus Köln ung. 10 Billionen.

Annahmestelle Kloster Marienberg:

Aus Neuß ungenannt 10 Billionen.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



Nr. 4. Sonntag, 27. Januar. 1924

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 27. Januar: Joh. Chrisostomus,
Montag, den 28. Januar: Karl der Große.
Dienstag, den 29. Januar: Franz v. S.
Mittwoch, den 30. Januar: Adelgundis.
Donnerstag, den 31. Januar: Petrus Nol.
Freitag, den 1. Februar: Ignatius.
Samstag, den 2. Februar: Mariä Lichtmeß.

Sonntagslesung.

Dein Glaube hat dir geholfen. Man fühlt es aus dem heutigen Evangelium förmlich heraus, wie erfreut der göttliche Heiland über den lebendigen Glauben des Hauptmannes ist. Spricht er doch voll Bewunderung zu denen, die ihn begleiten: „Wahrlich, ich sage euch solch großen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden." Es ist auch in der Tat etwas Großes und Herrliches um einen festen und lebendigen Glauben. Ist er nicht für uns alle die Leuchte auf dem Lebenspfade, unsere Stütze und Hoffnung in Leiden und Widerwärtigkeiten, unser Tröster, wenn wir das Haupt zum Sterben niederlegen? Und wie viel Segen hat er der Welt gebracht? Er hat die Welt dem finstern Heidentum entrissen, barbarischen Völkern die Gesittung zugetragen, hat das Schöne in Kunst und Wissenschaft gefördert, hat mit barmherziger Liebe die Armen und Notleidenden, mit Bruderliebe die Völker umschlungen. Wo der Glaube lebendig ist in einer Menschenseele, in einer Familie, in einem Volk, da blühen die schönsten Tugenden. Wo er schwindet — die heutige Zeit ist ein Beweis dafür — da kommen die menschlichen Leidenschaften hoch. Wo man Gott bei Seite setzt und den Glauben an ihn und an eine höhere Welt und so den Faden abschneidet, der uns an das ewige Gesetz knüpft, da gerät alles in Verwirrung, die Eigeninteressen fangen an, die Herrschaft an sich zu reißen, und damit, anstatt des Friedens, überallhin den Streit zu tragen. Nur die Rückkehr zum Glauben bewahrt uns vor dem Rückfall und Heidentum.

Der gute Christ.

IV.

Von der schweren Sünde.

Wir haben im letzten Artikel den Begriff der Sünde erörtert und gesagt, sie sei eine freiwillige Uebertretung des göttlichen Gebotes. Wir berührten dabei auch schon die wichtigste von der Größe und den Folgen der Uebertretung hergenommene Einteilung in Tod- und läßliche Sünden. Wenden wir heute der ersten, der sogenannten Todsünde unsere Aufmerksamkeit zu.

Eine Todsünde liegt dann vor, wenn jemand mit ganz freiem Willen das Gebot Gottes übertritt, und zwar in einem Stücke, von dem ihm das durch Vernunft und Glaube erleuchtete Gewissen sagt, daß dieser Punkt in der sittlichen Ordnung etwas wichtiges und bedeutungsvolles sei, durch Nichtbefolgung desselben also die von Gott gewollte sittliche Ordnung in erheblicher Weise verletzt wird.

Daraus ergeben sich für die Todsünde zwei Hauptmomente: 1) der Gegenstand der Uebertretung muß eine in der sittlichen Ordnung in der Beziehung zu Gott, zu den Mitmenschen und den übrigen Geschöpfen wichtige Sache sein, 2) der Widerspruch des menschlichen Willens wider den in dem Gebote oder Verbote sich kundgebenden göttlichen Willen muß ein so entschiedener und vollständiger sein, daß er sich in freiwilliger Tat als eine bewußte Lossagung des Menschen von Gott als seinem höchsten und letzten Endziele, als eine selbstsüchtige Hingabe an die Kreatur darstellt so sehr, daß die sündhafte Tat mit der Liebe Gottes als des höchsten Gutes unvereinbar ist.

Wozu hat Gott die Welt erschaffen? Antwort: 1) zu seiner Verherrlichung, 2) zum Besten der Geschöpfe. In diesen beiden Punkten ist also ein Widerspruch des Menschen gegen den göttlichen Weltplan, gegen Gott und seinen Schöpfungszweck möglich, und wenn der Gegenstand, worauf sich der Widerspruch bezieht, ein bedeutender ist, so haben wir das oben zuerst bei der Todsünde genannte Stück, die wichtige Sache.

So begreift man, daß Gotteslästerung, bewußter Unglaube, Eingriffe ins Menschenleben, wie Mord und Totschlag, größere Eingriffe in des Nächsten Eigentum, wie größerer Diebstahl, Raub, dann Sünden gegen die von Gott durch die Ehe geheiligte Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts, also Sünden gegen die Keuschheit ihrer Natur oder ihrer Bedeutung nach schwere Sünden sind.

Im Einzelnen zu sagen, was da schwere Sünde ist, ist nicht leicht, da hier manche Umstände sich finden können, wo wegen mangelnder Erkenntnis die eigentliche Bedeutung der Sache dem Menschen verwischt wird. Als sicheren Anhaltspunkt aber hat man die hl. Schrift, die kirchliche Lehrüberlieferung und die darauf sich stützenden Lehrentscheidungen, nach denen unsere Katechismen abgefaßt sind.

Das zweite Moment bei der Todsünde ist die volle Willenshingabe an den genannten wichtigen, durch das göttliche Gesetz verbotenen Gegenstand. Soll diese Willenshingabe sündhaft und zwar schwer sündhaft sein, so muß eine zur Selbstbestimmung genügende Erkenntnis der schweren Sündhaftigkeit der betreffenden Tat vorausgehen. Der Mangel dieser Erkenntnis kann ein verschuldeter oder unverschuldeter, und je nachdem wird auch die Tat mehr oder weniger sündhaft sein.

Wir bemerkten oben, die Todsünde sei eine bewußte Lossagung von Gott als unserem höchsten Endziele. Man könnte entgegnen: das könne man begreifen, wo es sich um sogenannte Bosheitssünden, um einen direkten Widerspruch gegen Gott, wie z. B. bei der Gotteslästerung handle, wo man aus malitia d. h. reinem bösen Willen sündige ohne jeden Mangel an klarer Erkenntnis oder das Mitspielen einer leidenschaftlichen nervösen Aufregung, eines starken sinnlichen Affektes. Bei der Schwachheitssünde aber, wo der mächtige Anprall der Leidenschaft und die Größe der Versuchung, wie meinetwegen bei den Verfehlungen gegen die Keuschheit, den Menschen zur Sünde bringen, da fehle doch der Gedanke und der Wille, sich von Gott loszusagen, also könne von einer ausgesprochenen Todsünde in diesem Falle auch wohl nicht die Rede sein.

So zu denken, wäre aber ein großer, verhängnisvoller Irrtum. Ist auch zuzugeben, daß bei der Sünde gegen die Keuschheit fast immer die direkte Absicht fehlt, Gott zu beleidigen, so vereinigt sich doch in dieser Sünde der Wille vollständig mit der bösen Lust und darum wird dieser Willensakt und die daraus hervorgehende Tat in dem Maße sündhaft, als die Lust selber sündhafter Charakter.

Nun verletzt aber die Sache, die in der Unkeuschheit gesucht wird, die sittliche Ordnung in großer und gröblicher Weise, wie

Die „Neuen Quellen" erscheinen monatlich und Feierlage. Bezugspreis: Vierteljährlich heimatkultur". Nachdruck ohne Quellenangabe Fernsprecher

Nr. 22

Die

Fragen

Berlin, 25. ... preußische Bes... festen Gebiete... Aussprache ... eliösesten Ge... über die spezie... sich unterschiedl... handlungen w...

Keine Verlä

Berlin, 25. ... meinsamen ... rung des Em... bruar seine ... eine solche ... Recht erhal... legen auch ... öffentlichen ... dehnen. Sie ... lung der Mie... gesetzt ist, ... rechtigten ... gesetzten ... Die vor dem ... wiederherge... haben ferner ... für das beset...

Die Hypoth

Berlin, 25. ... einstimmig, ... Hypotheken ... hoben aus P... puleitende ...

Mac

WTB. Sonde... auf der heute ... Generalversa... Paris getane ... sein werde und ... Untersuchungs... den erfüllen ... lität in der ... folgen werde, ... enden Friede...

Die Arbeits

WTB. Dorth... munister und ... Mehlich hatte ... der Nordwestgru... und die Verhä... lungen über d... Verbandes und ... Christliche und ... kratische Metall... verbandes und ... den erschienene... Arbeitgeberabord... des belagt:

a) Wo in ... vor oder wäh... den täglich, ... Woche gearbe... als Wochenarb... Krieges wenig... auch weniger ... betrat wurden. ... weiter. b) Wo ... unterschiedlich... gilt diese kürz...

Zu Punkt ... durchgehenden ... Schichtzeit nicht ... festen effektiven

es an so vielen Stellen der hl. Schrift ausgeführt wird. Also ist auch die Begierde und der Wille, der freiwillig in diese Unordnung eingeht, in dem Grade sündhaft, in welchem der Gegenstand mit der sittlichen Ordnung streitet, also wohl Schwachheitssünde, aber doch, vorausgesetzt, daß die Tat freiwillig war, schwere Sünde.

Bei diesem Punkte, der auch sonst und gerade bezüglich des sechsten Gebotes außerordentlich zarten und gewissenhaften Menschen eine große Aengstlichkeit bereiten kann, ist aber eines zu beachten. Die innige Verbindung, wie sie zwischen Leib und Seele besteht, tritt wohl nirgendwo in dieser Stärke in die Erscheinung, als auf dem sexuellen Gebiete. Darum ist es begreiflich, daß Störungen in den niederen sinnlichen Kräften und Organen notwendig hemmend auch auf das geistige Denken und Wollen einwirken.

So sind, wie jeder weiß, Bewußtsein und Freiheit für längere Zeit im Schlafe aufgehoben, es fehlen also hier die beiden Voraussetzungen zur Sünde bei Dingen, die im Schlafe geschehen.

Es gibt aber auch Trübungen des freien Seelenlebens bei sonst wachem Bewußtsein, wie Hysterie und andere mehr oder weniger krankhafte Erscheinungen und Zustände sie ständig und periodisch hervorrufen können.

Wie an und für sich dem vernünftigen Denken und dem Willen die Kraft innewohnt, die Phantasie und die durch dieselbe hervorgerufenen Affekte zu beeinflussen und auch das sinnliche Streben zu beherrschen, so können aber auch elementar auftretende sinnliche Erregungen auf derselben Brücke der Phantasie ins geistige Denken hinüberwirken und hier die freie Urteilskraft und den freien Willen störend beeinflussen.

Diese möglichen und sehr oft wirklich vorhandenen Hemmungen müssen bei der Beurteilung der Schwere von sogenannten Schwachheitssünden immer mit in Rechnung gestellt und darum Vergehungen der Art in vielen Fällen milder beurteilt werden. Hier mag man wohl vorsichtig sein mit dem Urteil, sicher mit dem Verdammungsurteil.

Ein jugendlicher Fahrtgenosse.

Unsere Leser wissen, daß wir gerne in der Elektrischen unsere Beobachtungen machen. Was soll man auch tun, wenn man nicht gerade die Zeitung lesen will? Ein dickes Buch mitzunehmen, überläßt man lieber den jungen Backfischen, die ohne Romane nicht leben können. Denn wenn man das als Mann von 76 Jahren und weißen Haaren tut, beißt man doch vor den Leuten allzusehr den Gelehrten heraus. Aber für jemanden, der viel schreiben muß, gilt nun doch das Wort des alten Römers: „Nichts Menschliches soll mir fremd bleiben." So gibt man denn, da man nun doch in der Elektrischen nicht gerade strenge Askese zu treiben braucht, den Augen die Kost und mustert die Mitfahrenden, oder den Ohren, und horcht, was die Nachbarn reden.

Bei diesen Gesprächen interessiert uns am meisten die Jugend, die heranwachsende zukünftige Generation. Viel ist nun leider hier nicht zu holen, nicht bloß nicht bei der jungen Damenwelt mit ihren kleinen Eitelkeiten und Koketterien, die zu den Jahren gehören, sondern auch nicht bei den jungen Männern, wenn sie sich mit diesen Dämchen oder auch mit Altersgenossen auf dem Hinterperron, wo sie rauchen dürfen, unterhalten, oder besser, vor ein paar Monaten noch unterhielten.

Es ging schon hoch her, wenn der Gegenstand des Gespräches der Sport ist: Radfahren, Fußball usw. Meistens aber wurde erzählt, wo man gestern Abend gewesen, daß man dort die Edith und die Judith getroffen, was die Flasche Wein gekostet, und wie viele man ihrer getrunken, ob man sich amüsiert oder gelangweilt, einen Brummschädel oder einen kleinen Rausch gehabt, und drum noch in einem Kaffee auf der Hochstraße die Tournee beschlossen habe.

Heute war es anders. Eben im Begriff, am Neumarkt in die Elektrische einzusteigen, läuft von der Seite ein junger Mann von etwa 22 Jahren auf uns zu und ruft: „Ei, wie schön, Herr R., Sie hier zu treffen. Da gestatten Sie gewiß, daß wir zusammenfahren?"

Als wir nebeneinandersaßen, sah ich mir meinen Nachbarn einmal an. Eine rote Studentenmütze mit goldenem Randbändchen, lag ein wenig im Nacken und ließ die breite Stirn hervortreten. Blitzende Augen, eine spitze Nase, lebhaftes Mienenspiel und bleiche Wangen, wie nicht selten studierte Leute sie haben, unterschieden das junge intelligente Gesicht von so manchen gleichen Alters, denen der Stempel der Gewöhnlichkeit, eine gewisse blasierte Vulgarität aufgedrückt ist.

Wir kannten unseren jungen Freund von früher her. Er hatte in Köln mit Auszeichnung die Fachschule absolviert, war dann ein paar Jahre praktisch als Elektrotechniker tätig gewesen und studiert seit letzten Herbst auf der berühmten technischen Hochschule in Mittweida.

Mit der ganzen jugendlichen Lebhaftigkeit und Begeisterung erzählte er mir vom seinem Leben daselbst, von seinen Studien, seinen Professoren, von seinem Küster- und Organistendienst in der kleinen Diasporakirche, da Mittweida unter 16 000 Protestanten nur 1600 Katholiken zählt, von den schönen Wanderungen durch die sächsische Schweiz usw., vor allem aber auch von seinen Zukunftsplänen.

Nichts, meinte er, gehe ihm über die Schule, nichts über fleißiges Studium. Da ich bemerkte, ich begriffe seine Freude daran, gerade jetzt, nachdem er ein paar Jahre praktisch tätig gewesen, weil er nun im Studium hinter die eigentlichen Geheimnisse komme, woraus die Technik ihre Regeln und ihre Erfindungen schöpfe, stimmte er mir zu. Wenn seines Vaters, der noch für das Fortkommen mehrerer jüngerer Brüder zu sorgen habe, Vermögen es erlauben könne, fuhr er fort, wolle er noch gern vier Semester weiterstudieren, seinen Doktor machen, vielleicht sich um eine Professur bemühen, oder in einem großen Elektrizitätswerke in eine leitende Stellung zu kommen suchen.

Und dann fing er an, von den Wasserkräften zu erzählen, die in Deutschland brach lägen, ein ganz großes Kapital zur Elektrizitätserzeugung, und wie einer, der auch früher Schüler in Mittweida gewesen, in Sachsen eines der größten Elektrizitätskraftwerke der Welt erbaut, und wie seine eigenen Gedanken sich vorzüglich nach Norwegen, wo zwei seiner Schwestern und eine Tante im Kloster seien, richteten, dem interessanten Lande, wo in den zahllosen schmalen Golfen (Fjordes genannt) und zahlreichen Flüssen die denkbarste Gelegenheit für Gewinnung und Ausbeutung der elektrischen Kraft gegeben sei. Dort einmal die von Gott ihm verliehenen Talente und die durch seine Studien gewonnenen Kenntnisse verwerten zu können, sei eigentlich seines Strebens höchstes Ziel.

Und dann entwickelte er mir eine Menge Dinge, die seinen Gedankenkreis beherrschten, daß mir vor lauter Kilowattstunden, Turbinen, Wasserläufen und Wasserfällen, Rechnen und Zeichnerkunde die Ohren sausten. Und er tat das ohne jede selbstgefällige Pose in seiner Begeisterung mit einer so lauten, ihm natürlichen lebhaften Wärme, daß er bald, ohne daß er es merkte, auch die Nachbarschaft zur aufmerksamen Zuhörern hatte.

Vor uns saß ein Herr, der erst in der Zeitung lesen wollte, bald aber, nachdem er, im Lesen zerstreut, immer wieder zu uns herübergesehen, das Blatt zusammenfaltete und dem Gespräche lauschte. Zur Seite eine junge, in Pelz gehüllte Dame, die uns zwar den Rücken zukehrte, aber jeden Augenblick den Kopf nach unserem Studenten herumdrehte, bis sie endlich, als vor ihr ein Platz frei wurde, sich auf diesen Sitz warf und nun fortwährend mit blitzenden Augen nach dem hübschen jungen Mann, der so ganz anders sich gab, wie die gewöhnliche Jungwelt, forschend hinüberguckte, als dächte sie: „den möchtest du haben." Und sie hätte auch vielleicht keine üble Wahl getroffen, erhob er sich doch geistig weit über das Niveau empor, auf dem heute die meisten jungen Leute sich bewegen.

Die interessierte Aufmerksamkeit der Umgebung auf diesem kleinen Fleckchen in der Elektrischen, in unserer naturalistischen, meist nur auf das Materielle gerichteten Zeit aber kam mir vor, wie eine stille Verbeugung vor der Intelligenz, eine spontane Huldigung vor dem Menschengeiste, dem doch immer noch unter allen Dingen der irdischen Schöpfung der Preis gebührt.

Ich war am Ziele. Mein junger Freund fuhr noch eine Strecke weiter. Aber er war noch nicht lange zu Hause, da saß ich schon an meinem Schreibtisch und gab unsere Begegnung wieder.

Ehe sie im Blättchen erscheint, sitzt unser lieber Studiosus längst schon wieder auf der Hochschule hinter seinen Büchern oder lehnt sich über das Zeichenbrett, um allerhand Pläne und Entwürfe zu machen. Möglicherweise gelangt eine Nummer mit diesem Artikel in die Hände seines guten Vaters und seiner lieben Mutter, und die verwahren sie ihm. Vielleicht wenn er einst ein berühmter Mann geworden, liest er mit schelmischem, vergnügten Lächeln diese Zeilen, und freut sich der Freude, die er am Abend des 9. Januar 1924 einem dann längst im Grabe ruhenden alten Freunde der Jugend bereitet hat.

Die Jugend zeigt den Mann, gleich wie den Tag der Morgen.

Gefühlsreligionspflege.

„Wir stehen unseren Zeiten näher, als unseren Vätern", lautet ein weiser Spruch. Das gilt für alle Verhältnisse, auch für das religiöse Leben. Auch dieses nimmt teil an dem Guten, aber auch an den Mängeln seiner Zeit.

Ohne jede Frage geht der Zug der Zeit, trotz alles persönlichen Egoismus, nach größerer Solidarität, nach mehr Gemeinschaft, mehr Zusammenschluß. Dieser Zug hat auch das religiöse Leben ergriffen. Wann hat das katholische Vereinsleben in Jünglings- und Jungfrauenkongregationen, in Akademikerverbänden, Quickborn, Neudeutschland sich so entwickelt, wie jetzt? Wie schön hat sich die Hilfe des Nächsten bezweckende christliche Caritas, die ja auch eine Solidarität zwischen den Menschen darstellen und bewirken will, in den in den letzten 75 Jahren entstandenen und immer mehr sich ausbreitenden, der Armen-, Kranken- und Kinderpflege sich widmenden religiösen Genossenschaften entfaltet?

Eine Schwäche unserer Zeit ist aber auf der anderen Seite die Oberflächlichkeit, die Flüchtigkeit, die Neuerungssucht. Vieles ist auf Aeußerlichkeit, auf das in die Augen Fallende gestimmt. Und an diesen Dingen krankt auch heute nicht selten das religiöse Leben. Es fehlt unserer Frömmigkeit vielfach am Wesentlichen, an der Grundlage. Unsere Frömmigkeit ist vielfach eine Fassadenfrömmigkeit, die mehr auf den Verputz, als auf das solide Mauerwerk sieht. Es ist in dieselbe nur zu viel von Sentimentalismus eingezogen, der anstatt der ernsten Selbstversenkung den süßlichen Wohlgeruch allerhand Andachtsleben und besonderer Uebung sucht. Man könnte es nicht mit Unrecht als ein religiöses Schaumschlagen bezeichnen.

Auf der anderen Seite aber hat man auch wieder das Bedürfnis, nach außen tätig zu sein, an der Oberfläche Aufsehen zu machen. Neues zu erfinden. Propaganda für irgend eine religiöse Spezialität zu machen. Religiöse Uebungen, die geeignet sind, die Phantasie zu ergötzen, die Gemüter zu rühren, die Erfüllung einer Menge kleiner Dinge, was der göttliche Heiland an den Pharisäern tadelt, das Pflichtmäßige zu finden. Das alles gehört zur modernen Frömmigkeit.

Wenn wir an die letzten 50 Jahre unseres Priesterlebens zurückdenken, welche Erfahrungen haben wir da schon gemacht? Jeden Augenblick etwas Neues, heute diese, morgen jene Frömmigkeitsblüte, schnell emporgeschossen, schnell verwelkt.

Wir wissen sehr gut, daß es dem lebendigen Organismus der Kirche eigentümlich und natürlich ist, immer neue schöne Blüten der Frömmigkeit und Andachtsübungen hervorzubringen, und freuen uns darüber, wenn sie in das Volk eindringen und die Herzen gewinnen, wie die „eucharistische Bewegung", die „Verehrung der Gottesmutter", die Andacht zum Leiden Christi.

Aber selbst unter diesen Andachten, die direkt von der Kirche empfohlen werden, gibt es welche, die, wenn sie nicht die genügende Pflege finden, schnell absterben. Gerade heute am dritten Sonntage nach Dreikönigen, wo früher das Fest der hl. Familie gefeiert wurde, denke ich daran.

Wer hätte sich nicht, und das der schönen Idee nach mit Recht, von der damals alle Kreise begeisternden Einführung des Festes und Vereins der hl. Familie Großes für die Gesundung der christlichen Familie versprochen?! Und heute kennt man den Verein kaum dem Namen nach. Doch wir denken an kleinere unwesentlichere Sachen, die aber so leicht von oberflächlichen Seelen zu wesentlichen gestempelt werden.

Aeltere Leute erinnern sich wohl noch des Aufsehens, das seiner Zeit mit der Verehrung des Prager Jesuleins und seinen in der Farbe wechselnden Kleidchen gemacht wurde! Wer denkt heute noch daran? Als eine verlassene, wenig beachtete Reliquie steht das Wachsbildchen mit dem Krönchen auf dem Haupte vielleicht noch in den Bet- und Speisesälen einiger Klöster, wohin es sich aus deren Kirchen herüber gerettet hat.

Welch Aufhebens hat man mit der vor Kurzem selig gesprochenen Karmeliterin „Theresia vom armen Kinde Jesu" gemacht? Welch eine Menge Bilder von ihr selbst und ihren verschiedenen Kleidern bis zu ihrem Haarschmuck hat man von ihr verbreitet, ganze Bücher mit den von ihr vermittelten Gebetserhörungen gefüllt; und doch scheint uns heute schon der mit so übermäßigem ungefunden Eifer in Szene gesetzte Kult am erblassen zu sein.

Von Zeit zu Zeit hört man immer wieder von sogenannten „Weiheakten", von denen man sich geradezu eine Weltererneuerung verspricht, und zu deren Förderung man einen ganzen Apparat in Bewegung setzt. Und doch: wie schnell ist der Strom der Begeisterung im Sande verlaufen. Wenn man von solchen neuen Versuchen zur Hebung der Frömmigkeit hört, so denkt man unwillkürlich: Ob nicht die Füße derer, die sie wieder begraben, schon vor der Türe stehen?

Und wie über Nacht ist das Aufsehen erregende Christusbild von Lympias, das man jetzt noch hier und da im Rahmen auf den Tischen frommer Leute sieht, in Vergessenheit geraten? Reden wollen wir gar nicht von dem Aergernis gebenden Skandal der blutenden Hostie in Aachen, der so viele betörte Seelen in ihren Bann gezogen und vielleicht zum Teil der Kirche entfremdet hat. Es gehört ja diese traurige Erscheinung nicht in diesen Zusammenhang, aber sie mahnt zur Vorsicht, doch ja nicht in religiösen Uebungen dem Sensationellen Geschmack abgewinnen zu wollen.

Unsere Leser kennen unsere Gesinnung und die ganze Tendenz unseres Schreibens zu gut, als daß sie in diesen kritischen Bemerkungen etwas finden könnten, was fromme Ohren verletzen wollte. Wir führen diese Dinge nur an, um die Erkenntnis zu fördern, wie sehr unsere Frömmigkeit eine Sache des Gefühls geworden und darum, wie dieses in ihren Aeußerungen schnellem Wechsel unterworfen ist.

Vor einigen Jahren schrieb ein ausgezeichneter Geisteslehrer: „Das innere Leben muß vereinfacht und auf sein Fundament zurückgeführt werden." Ein wahres Wort.

Der Typus, das Vorbild wahrer Frömmigkeit ist und bleibt doch unser Heiland, Jesus Christus. Er ist der Erztypus des geistlichen Lebens. Und was sagt er selbst von diesem seinem Vorbilde? „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach."

Der göttliche Heiland legt hier den Nachdruck nicht auf das Gefühl, sondern auf den Willen. Sich selbst verleugnen, das Kreuz auf sich nehmen, das ist kein Wandeln auf Blumenpfaden, kein äußerer einzelner Akt, sondern beharrliche ernste Arbeit an sich selbst.

Gewiß kann die Erregung in den niederen Seelenkräften, die durch Augenfälliges lebhaft bewegte Phantasie ein Förderungsmittel sein, dem Willen zu helfen, die Hingabe an Gott leichter zu vollziehen. Aber die rechte Andacht die rechte Frömmigkeit pflegt doch meist die Frucht sittlicher Uebung und ernster innerer Einkehr zu sein.

Der Mangel an Frömmigkeit und wahrer Andacht ist viel weniger aus einer Vernachlässigung und einem Sichzuwenigkümmern um das, was in religiösen Erscheinungen Auffallendes und Besonderes auf der Bildfläche erscheint, zu erklären, als vielmehr die Folge von einer Selbstvernachlässigung des Denkens und Handelns aus der Vernunft und aus dem Glauben. Auf diesem Fundament baut sich die Frömmigkeit und das religiöse Leben auf.

Die Frömmigkeit ist zwar auch eine Gemüts-, mehr aber noch eine Charaktertugend. Frömmigkeit schließt Opfergesinnung, und zwar beständige Opfergesinnung ein.

Frömmigkeit ist die stete Bereitwilligkeit, alles zu tun, was sich auf die Hingabe des Willens an Gott und seinen Dienst bezieht, die Bereitwilligkeit und der Eifer, Gott in gebührender Weise zu dienen. Das ist aber das Innerlichste, was sich denken läßt und eine so ernste und schwere Sache, daß ihr jede, wenn auch noch so gut gemeinte Spielerei fremd ist.

Man könnte uns entgegenhalten, wir hätten kein Verständnis für „kindliche Frömmigkeit". Wie froh wären wir, wenn wir sie selbst besäßen und wie sehr möchten wir sie allen unseren Lesern wünschen! Aber der Grundsatz der kindlichen Frömmigkeit ist Demut und Bescheidenheit. Denn als Jesus ein Kind herbeirief, die Apostel die kindliche Frömmigkeit zu lehren, da stritten sich gerade die Jünger in ehrgeizigem, hochmütigem Sinne, wer von ihnen der Größte im Himmelreich sei.

Wenn man nun aber manchmal bei aufkommenden neuen religiösen Uebungen sehen muß, wie diejenigen, die mit nahezu aufdringlicher Reklame Propaganda für dieselbe machen, diesen eine Bedeutung beilegen, die sie weder nach ihrem Wesen noch erfahrungsgemäß haben, so dünkt uns das doch oft als ein wirklicher Mangel an Bescheidenheit — wenn nicht gar hier und da sogar die Buchhändlerspekulation dahinterSteckt. Fromme Uebungen sind notwendig, gut und nützlich, aber sich in immer Neuen und Kleinen zu verzetteln, ist von Uebel.

Nur wer aus den Blüten frommer Andachtsübung den süßen Honig der Gottes- und Nächstenliebe saugt, und die Kraft, ihn heimzutragen und ihn zu verarbeiten, wie die Bienen in ihrem Stock, nicht aber wer wie der Schmetterling auf allen Blumen in flatterndem Flug sich für einen Augenblick niederläßt und an ihren Farben sich ergötzt — der wächst zu wahrer Tugend und innerlichem Leben heran. „Du wirst so viel im Guten Fortschritte machen, als du dir Gewalt antust", sagt Thomas von Kempen mit Recht und sustine et abstine, lerne entsagen, lerne ertragen, das ist alte, auch religiöse Lebensweisheit.

Etwas von der Mode.

(Eine harmlose Plauderei.)

Es gibt kaum eine Predigt, die weniger wirksam und von Nutzen ist, als die gegen die Mode. Wenn etwas Sitte geworden und wäre es auch in sich die größte Unsitte, so hat man es mit einer großen, fast unüberwindlichen Macht zu tun. Weil die Mode alle, oder wenigstens weite Kreise ergreift, wirkt sie wie eine Lawine, die sich aus kleinen Schneeflocken zusammengeballt hat, oder wie eine Feuersbrunst, deren Funken aus dem kleinsten Strohhalm Nahrung ziehen. Darum nennt man ja die Mode auch eine Tyrannin, und dem Tyrannen beugt sich alles.

Wenn etwas Mode ist, findet man es wenigstens für die Zeit, in der sie herrscht, schön; aus der Mode gekommen, wirkt ein Kleidungsstück lächerlich und grotesk. In unseren Kinderjahren waren die Krinolinen so in der Mode, daß selbst das Küchenmädchen Sonntags in den steifen Reifen einherstolzierte. Würde sich aber heute ein weibliches Wesen mit einem breitgespannten Reifrock auf der Straße zeigen, es wäre der Gegenstand allgemeinen Gelächters, und die Spottwitze flögen wie Schneebällen hinter dem Mädchen her.

Daß man früher die Hose aufschlug, wenn man durch den Dreck gehen mußte, war zweckmäßig und darum auch verständig, daß aber heute jeder junge Herr beim schönsten Sonnenschein und trockenstem Wetter mit aufgeschlagenen Beinkleidern durch die Straßen zieht, macht nur die Mode begreiflich.

Und daß fast jeder 17jährige mit seinem Mädchengesicht schon zur Stütze seiner doch noch ganz elastischen jungen Gestalt einen so dicken Knüttel in der Hand und unter dem Arme trägt, als wolle er unterwegs ein paar Stiere totschlagen oder als zöge er zum Kampf mit dem Drachen aus, das findet doch nur die Mode schön. Ein Schlapphut mit breiten weichen Rändern und voller Beulen paßt eigentlich nur für einen Vagabunden, heute aber kleidet er Künstler, Volksredner, Dichter und gar Geistliche schön.

Der lange schwarze, oder schneeweiße Vollbart machte immer den Eindruck des Festen, des Männlichen, und mit den gespreizten Fingern der rechten oder linken Hand langsam dadurch zu fahren, galt immer bei Parlamentariern am Redepult, oder bei Professoren auf dem Katheder als eine feine Geste, als eine Handbewegung, die den Eindruck erweckte, als zöge man die weltentsagenden Gedanken aus dem Barte des Propheten. Aber was an dem kleinen schwarzen, unter dem Nasenbein wie ein Pflästerchen wirkenden Bartfleckchen eigentlich Schönes zu finden ist, das weiß nur die Mode. Der furchtbare Sergeantenschnauz, der wie eine Bürste oder wie der Schwanz eines Eichkätzchens aussah, war ja freilich auch nicht schön. Aber dieses Fleckchen als Andeutung der Männlichkeit ist doch gar zu ärmlich.

Und was erst, weil es Mode ist, dem weiblichen Geschlecht schön dünkt, ist gar nicht zu sagen. Man braucht bloß an die Hüte zu denken. Weil jeder kleine Modefisch gescheitelt sein und das Pulver erfunden haben will, sicher aber jeder seinen eigenen Kopf hat, so trifft er auch für seine Kopfbedeckung eine eigene Auswahl. Ist der Schnitt des Kleides in einer Modesache ziemlich gleich, so gibts doch in den Hüten die größte Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit.

Die eine hat einen großen Blumentopf auf den Kopf gestülpt, den der andern schmückt ein grünes oder bunt gestricktes Deckelmützchen, die dritte trägt eine Haube, aus der das Gesichtchen herausschaut, wie ein junges Spätzlein aus dem Neste, die vierte krönt ein Kümmchen von schwarzem Wachstuch, wovon früher die Droschkenkutscher ihre Zylinder trugen, über den Kopf, die fünfte liebt noch den auch immer noch schönen einfarbigen Hut